

Jürgen Hasse

# Das Geräusch der Stadt

Phänomenologie des  
Lauten und Leisen

VERLAG KARL ALBER







Jürgen Hasse

# Das Geräusch der Stadt

Phänomenologie des  
Lauten und Leisen

VERLAG KARL ALBER



© Titelbild: jwweaver89/shutterstock.com

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-495-49270-3 (Print)

ISBN 978-3-495-99972-1 (ePDF)



Onlineversion  
Nomos eLibrary

1. Auflage 2022

© Verlag Karl Alber – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Baden-Baden 2022. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei). Printed on acid-free paper.

Besuchen Sie uns im Internet  
[verlag-alber.de](http://verlag-alber.de)

## Verzeichnis der Abkürzungen

DWDS	Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.
HWPh	Historische Wörterbuch der Philosophie, 13 Bände, Bände 1–3 hgg. von Joachim Ritter, Bände 4–10 von Karlfried Gründer, Band 11–12 von Gottfried Gabriel. Basel/Stuttgart bzw. Basel 1971 bis 2007.
DWB	Grimm Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, 33 Bände. München 1991.
HWdAgl	Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bände, hgg. von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin und New York 1987.
RGG	Religion in Geschichte und Gegenwart, 7 Bände. hgg. von Kurt Galling. Tübingen 1957 – 1967.
Wasmuths	Wasmuths Lexikon der Baukunst, 5 Bände. Berlin 1929.
ÄGrB	Barck, Karlheinz u. a. (Hg.): Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden (Studienausgabe) Band 6, Stuttgart/Weimar 2000.
AT	Altes Testament



# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b> . . . . .	11
<b>1. Vom Geräusch, Rauschen, Tönen und Klingen</b> . . . . .	19
<i>Etymologische Bemerkungen</i> . . . . .	19
<i>Geräusch-Charaktere und -Gesichter</i> . . . . .	21
<i>Geräusche kommen aus dem Leben</i> . . . . .	22
<i>Geräusche im Schöpfungsmythos</i> . . . . .	23
<i>Urbanes Geräuscherleben</i> . . . . .	25
<b>2. Wahrnehmung als Einfühlung</b> . . . . .	27
<i>Der Leib als »Einschlagsort« der Gefühle</i> . . . . .	28
<i>Wahrnehmung als »leibliche Kommunikation«</i> . . . . .	29
<i>»Springende« Wahrnehmung – synästhetisches Hören</i> . . . . .	32
<b>3. Geräusche in Worte fassen</b> . . . . .	37
<i>Im Konflikt mit der Zeit</i> . . . . .	41
<i>Die Grenzen der wörtlichen Rede –     Inkommensurabilitäten</i> . . . . .	42
<i>Das Geräusch als Ganzes und seine lautlichen Segmente</i> . . . . .	44
<i>Zwischen Gegenstands- und Selbstbezug</i> . . . . .	46
<i>Hin-Hören als Methode und praktische Zivilisationskritik</i> . . . . .	48
<b>4. Das lautliche Gesicht der Stadt</b> . . . . .	53
<i>Das Grundgeräusch der Stadt</i> . . . . .	54
<i>Örtliche Geräuschgemische</i> . . . . .	58
<i>Das hör- und sichtbare Temperament einer Stadt</i> . . . . .	62

<i>Die atmosphärischen Gesichter einer Stadt . . . . .</i>	66
<i>Das affizierende Drin-Sein im vitalen Raum der Stadt . . .</i>	69
<b>5. Die leibliche Qualität des Hörens . . . . .</b>	<b>73</b>
<i>Die Stadt und die Sinne . . . . .</i>	74
<i>Geräusch und Bewegung . . . . .</i>	77
<i>Der sinnliche Stoff des Hörens . . . . .</i>	83
<i>Mit Scharf- und Tiefsinn hören . . . . .</i>	84
<i>Dispositionen des Hörens . . . . .</i>	87
<i>Akustische Reize versus lautliches Hören . . . . .</i>	89
<i>Das plötzlich Gehörte . . . . .</i>	92
<i>Zur Instrumentalisierung des Hörerlebens . . . . .</i>	97
<b>6. Geräuschhaftes Raumerleben . . . . .</b>	<b>101</b>
<i>Vorder- und Hintergrundgeräusche . . . . .</i>	105
<i>Geräusche und Töne temperieren den (leiblichen) Raum . .</i>	109
<i>Menschliche Eigengeräusche . . . . .</i>	112
<i>Geräusche als Gesten im symbolischen Raum . . . . .</i>	113
<i>Geräusche in einer »urbanen Dermatologie« . . . . .</i>	114
<i>Geräuschhafter Bewegungsraum . . . . .</i>	116
<i>Geräuscherleben im historischen Wandel . . . . .</i>	117
<b>7. Zur Verwurzelung von Geräuschen in Situationen</b>	<b>121</b>
<i>Situationen sind Ganzheiten . . . . .</i>	123
<i>Situativ vermischte Geräusche . . . . .</i>	127
<i>Zur Situiertheit einer Person in ihrem So-Hören . . . . .</i>	129
<b>8. Das Hören von etwas . . . . .</b>	<b>135</b>
<i>Das WAS des Gehörten . . . . .</i>	136
<i>Hörendes Denken – denkendes Hören . . . . .</i>	139
<i>Das hinter den Bildern Gehörte . . . . .</i>	142

<i>Zur Zeitlichkeit des Hörens . . . . .</i>	144
<b>9. Tag- und Nachtgeräusche . . . . .</b>	149
<i>Die atmosphärische Ambivalenz der Nacht . . . . .</i>	150
<i>Stille . . . . .</i>	156
<i>Die Stille eines Sonntages . . . . .</i>	160
<b>10. Auf die Maschinen hören . . . . .</b>	165
<i>Das relative Verstummen der Naturgeräusche . . . . .</i>	167
<i>Der Ton der Maschinen . . . . .</i>	169
<i>Der kulturelle Oberton der Maschinengeräusche . . . . .</i>	171
<i>Spätmoderne Hörvergessenheiten . . . . .</i>	175
<i>Das Nicht-mehr-Hören im Hören . . . . .</i>	176
<b>11. Lärm . . . . .</b>	181
<i>Lärm – ein relatives Ereignis . . . . .</i>	183
<i>Das »Innere« eines Geräuschs . . . . .</i>	187
<i>Wenn ein Geräusch zu Lärm wird . . . . .</i>	189
<i>Lärm muss nicht »laut« sein . . . . .</i>	193
<b>12. Kunst der Geräusche . . . . .</b>	199
<i>Das »Atmen« der Stadt . . . . .</i>	199
<i>Der überhörte Sound der Stadt . . . . .</i>	202
<b>13. Die Stimmen der Orte . . . . .</b>	205
<i>Der Ort der Geräusche . . . . .</i>	205
<i>Hörsame Architektur . . . . .</i>	210
<i>Vom Turm her die Glocken läuten . . . . .</i>	213
<i>Der Klang der Glocken im Geräusch der Stadt . . . . .</i>	221
<i>Zur Situiertheit des Schalls der Glocken . . . . .</i>	224

<b>Schluss</b> . . . . .	229
<b>Literaturverzeichnis</b> . . . . .	233

## Einleitung

Städte sind chaotische Räume des Vielen – des Einen wie des Anderen, des Passenden und sich Widersprechenden. Sie berühren die Sinne auf ganz unterschiedliche Weise – zwischen Extremen der Anziehung und Abstoßung. Sie bieten Orte der Kultur und der Bildung, locken mit verführerischen Sphären, halten Bühnen der Repräsentation ebenso bereit wie Fluchtrouten in Refugien und versteckte Wege in nischenhafte Taburäume. Und in der Mitte des faszinierendsten innerstädtischen Glamours überraschen plötzlich vorspringende Abgründe des Finsteren und Verbotenen. Indem die Städte uns eindrücklich erscheinen, vernehmen wir sie in Bildern, Gerüchen, Texturen und Geräuschen.

Die *spätmoderne* Großstadt zeigt sich in fragmentarisch-disparaten Teilen. In ihrem performativ strömenden Leben ist die Stadt ein Kosmos voller Gegensätze, Widersprüche und Kontraste. Immer wieder verwandelt sie sich auf unvorhersehbare Weise. Nachdem sie sich so oder so gehäutet hat, ist sie nicht mehr wie sie war. Sie implodiert in gewisser Weise, und das Viele, das sie nun ausmacht, überlagert sich zu Vexiergestalten, kollidiert an Rändern und bildet abermals unerwartete Synthesen. Mischgebilde regen an und auf. In Räumen und an Orten geben sie sich als Milieus der Faszination und Beängstigung zu spüren, der Betörung und Berauschung, der Lust und der Versuchung, der Gerüche und der Klänge.

Dieses Buch über »das Geräusch« der Stadt widmet sich der urbanen Welt der Sinne. Im Fokus steht das Auditive, das Hörbare. Im Unterschied zum Gesehenen entzieht es sich der flüssigen Aussprache in Worten. Der alltägliche Geräuschteppich der Straßen, Plätze, Baustellen und Industriegebiete bedarf im Allgemeinen auch gar nicht der Explikation. Wozu über das Läuten der Glocken sprechen, oder über den durchs Industriegebiet wehenden Wind. Das Meiste dessen, was unsere Sinne berührt, versteht sich von selbst. Es ist was es ist. In einer kulturell verkopften Welt ist es der Rede nur in Ausnahmesituationen wert. Vielleicht hat sich auch deshalb das Wort der Geräusch-Kulisse bewährt. In ihm ist das Wenigste klar und

deutlich; das meiste schwimmt »irgendwie« ineinander oder liegt disparat nebeneinander. So werden Ton, Laut, Klang und Geräusch nur in begründeten Fällen zu einem Stoff des Denkens – dann, wenn etwas stört, zur Qual wird oder sich als überwältigend und faszinierend zu spüren gibt.

Auch wenn wir sie nicht zum Thema machen, teilen uns die urbanen Geräusche in der Mannigfaltigkeit ihrer rumorenden Virulenz auf »stumme« Weise Essentielles mit: über die herumwirkliche Welt und unser mitweltliches Befinden. Richtig hingehört und verstanden lässt uns das Auditive begreifen, in welcher Weise uns »etwas« atmosphärisch umhüllt, vielleicht auch manipuliert oder sediert. Töne und Laute sowie Klänge und Geräusche stimmen unser Ergehen in Umgebungen. *Besser* verstehen wir diese lautlich-atmosphärischen Umwölkungen und die daraus resultierenden Stimmungen, wenn sie bewusst gemacht werden, so dass sich – diesseits einer abstrakten Theoriesprache – das eine oder andere darüber sagen lässt. Das Vermögen geschärften Hören-Könnens fällt aber nicht vom Himmel. Es erfordert die Mühe genauen *Hin*-Hörens sowie die übende Aussprache des *bewusst* Erlebten.

Es gibt das Gewöhnliche, über das wir zu sprechen gewohnt sind, aber auch jenes Gewöhnliche, das der Aussprache gegenüber systematisch versiegelt zu sein scheint. Die Welt der Geräusche bietet sich indes geradewegs dafür an, die Beschreibung des Gehörten zu üben. Die wortwörtliche Rede über das Leise und das Laute verlangt nämlich im Prinzip nicht mehr als die Rede über den Fisch, der keinen so überzeugenden Eindruck macht wie erhofft. Ein wesentliches Argument kommt hinzu, das für die Übung des Hinhörens auf die Geräusche spricht: Das Leben ist voll von ihnen. Und da, wo scheinbar nichts tönt, klingt, raschelt oder rauscht, gibt sich das eigene Atmen zu spüren und als ein archaisches Körpergeräusch sogar zu hören. Die Welt ist ein auditives Theater – säuselnd, donnernd, krachend, zischend, raschelnd, knisternd etc. Dabei ertönt nicht erst das von Menschen Gemachte. Die Geräusche der Natur gibt es schon immer, wenn sie in der Gegenwart des massenhaft Hergestellten auch von einem diffusen Hintergrundrauschen der Maschinen verschluckt werden mögen – abgesehen von Unwettern wie Orkan und Gewitter. Im Medium der vier Elemente entfalten sich die Kräfte der äußeren Natur – jetzt lautlos oder leise, dann tosend und lärmend. Eines der naturgeschichtlichen Urbilder schier unvorstellbaren Krachs muss der kosmologische Wettersturm gewesen sein. Mit zischendem Blitz

und bebendem Donner ist er vor Unzeiten über die Erde gefegt. Kein Mensch war Zeuge dieser Ekstasen, die wir uns heute als ein grenzenloses Spektakel noch nicht einmal halbwegs trefflich vorstellen können.

Ihre spätmodernen Zivilisationsgeräusche machen die Menschen dagegen selbst. Im hektisch-metropolitanen Treiben drängen sich die amorphen Grundgeräusche von allem und nichts beinahe permanent auf, um sogleich auch wieder überhört zu werden. Allzu schnell wird das beiläufig Wahrgenommene verdrängt – von noch Lauterem, geradezu unerträglichem Lärm oder von der Aufmerksamkeit, die plötzlich auf irgend etwas gerichtet wird. Bald darauf jedoch dominiert, meistens wiederum nur in einem Hintergrund, erneut ein unaufhörliches Ticken, Piepsen, Brummen, Summen, Toben und Tosen technischer Töne, das sich in seiner quasi-orchestralen Zuspitzung in einen gnadenlosen Enharmonismus verliert. Nicht jede Vielfalt ist a priori schön, angenehm oder gut. Es kommt darauf an, was sich wie zu dieser oder jener Vielfalt zusammenmischt.

Wo sich das Leben in seiner technisch organisierten Höchstform zu Gehör bringt, spielen sichtbare und unsichtbare Maschinen und Apparate produktive wie destruktive Rollen – auf offenen, verdeckten und versteckten Bühnen des Urbanen. Die großen Städte sind demographische und performative Dichtfelder, in denen alle nur erdenklichen Amalgame von Menschen-, Tier- und Technikgeräuschen den sprichwörtlichen Ton der Zeit angeben. Als Brenngläser einer sich ungebremst beschleunigenden Zivilisation übertönen die technischen Medien die meisten »Verlautbarungen« der Natur. Im Sound der Maschinen sammelt sich die Resonanz einer virulenten Dynamik des Ungleichzeitigen: das Schlagen des Hammers in einem Hobbykeller, das Aufheulen der Polizeisirene an einer Unfallstelle, das Kreischen der Kreissäge auf einer Baustelle, das Quietschen der Bremsen eines Sportwagens an der roten Ampel und das tief blubbernde Dröhnen des über die Dächer eines Wohnquartiers fliegenden Helikopters.

Über das städtische Leben wird viel geschrieben und gesprochen. In den Wissenschaften in aller Regel in der abstrakten Rede: über politische Utopien und deren Scheitern, über die Faszination vom Glanz ästhetisierter Bauten und die Kritik an postmodernen Lebensstilen. Meistens geht es dabei ums Sichtbare, nur selten ums Hörbare. Das Hören dessen, was in Ton, Klang, Melodie, Akkord, Harmonie und Disharmonie, in einem unaushaltbaren Lärm wie einem kaum wahrnehmbaren Säuseln vernehmbar ist, findet nur sel-

ten unsere herausgehobene Aufmerksamkeit. Wenn den Menschen etwas zu Ohren Kommendes bewusst wird, ist eher von Extremen die Rede, von Außergewöhnlichem oder Ungewohntem: von tatsächlich oder vermeintlich krankmachendem Lärm, von großartiger oder grässlicher Musik, vom süßen Gesang der Nachtigall am romantisch verklärten Waldesrand oder vom aggressiven Bellen des am Zaun drohenden Kampfhundes. *Dann* werden die Geräusche zu einem Thema der wörtlichen Rede. Es gibt eine ganze Reihe von Filtern, die die Aufmerksamkeit gegenüber bestimmten Geräuschen öffnen. Es gibt auch welche, die daran hindern, zu hören, was hörbar wäre. Nicht alles, was wir hören könnten oder sollen, wollen wir auch tatsächlich hören. So werden die Todesschreie von Schwein und Rind, die sich in den Schachthäusern zu einer unaufhörlichen Melodie des Grauens aneinanderreihen, von dicken Mauern verschluckt, auf dass Gewohnheiten lustvollen Satt-Werdens gar nicht erst bedacht werden. Mehr noch als das überaus Laute wird das ethisch Abgründige zum Verschwinden gebracht. Vor allem dann, wenn es sich schon längst mit lieb gewordenen Lebensweisen verbunden hat.

Im chaotischen Durcheinander aller nur erdenklichen Oszillogramme des Urbanen gerät das nahezu immerwährende, langweilige bis gewöhnliche Rauschen von allem Möglichen in den kulturellen Schatten dessen, was die Menschen in der westlichen Zivilisation gelernt haben, wichtig zu nehmen. Wichtig ist ihnen – allem voran – das Sichtbare. Städte sind »Augenwelten«, visuelle Räume par excellence. So werden sie auch als solche erlebt. Und deshalb können nicht alle sinnlichen Eindrücke mit demselben Grad der Aufmerksamkeit erfasst werden. Zwar sind es die Sinne, die unser Denken und Fühlen berühren und in gewisser Weise mit »Nahrung« versorgen. Aber sie arbeiten weder gleichwertig, noch mit derselben Nachhaltigkeit. Die sich in einem prahlenden Gestus der Hyperästhetisierung gegenseitig überbietenden Wolkenkratzer beeindrucken in ihrer *sichtbaren* Erscheinung. Die Fallwinde, die die Luft in ihrem räumlichen Umfeld verwirbeln, werden eher stumm registriert. Und die aus der Implantierung der Hochbauten in die ohnehin schon verdichtete Stadt erwachsenden ökologischen und verkehrspolitischen Probleme kommen erst in den Fokus kritischen Nachdenkens, wenn sich der Rausch der Faszination »ernüchtert« hat.

Trotz der lärmenden Permanenz des automobilen Straßenverkehrs *sehen* wir das bunte Gewirr in erster Linie; ebenso das chaotische Gewimmel der Fußgänger in der Rushhour. Die digitalen Werbespots,

die sich in ihrer Ekstase auf Hausfassaden und öffentlichen Screens in sich selbst ersticken, sind sowieso nur für die Schaulust gemacht. Schon die abgestumpfte Aufmerksamkeit hat genug damit zu tun, die sinnliche Flut des Visuellen zu beherrschen, das ungefragt bis widerwillig Gesehene zu ignorieren und zugleich auf Anderes zu achten – die aufleuchtende Ampel, den Hundehaufen auf dem Gehweg oder einen am Straßenrand strauchelnden Greis. Das Sehen ist nicht nur der erste der »höheren« Sinne. Der Gesichtssinn ist auch die erste Dimension der Erkenntnis, weshalb das sehende Auge mit der Intellektualität verknüpft wird. Brücken zum Denkbaren bilden sich mehr vom Sichtbaren als vom Hörbaren. »Diese Reduktion der Vielfalt der Sinnlichkeit auf das Sehen geht einher mit der Reduktion der Sinnlichkeit auf die Idee, auf ein unsinnliches Aussehen, das Heidegger [...] ›Wesen‹ nennt. Es handelt sich um eine zweiphasige oder doppelte Reduktion, bei der Sinnlichkeit zur Sichtbarkeit und diese zur Unsichtbarkeit des Wesentlichen bzw. geistig Eingesesehenen wird.«<sup>1</sup>

Wenn die Menschen auf gewohnten Wegen im urbanen Raum sind, *bewegen* sie sich nicht nur in einem allokativen Sinne. Sie sehen zugleich mit den Augen, was um sie herum ist. Zumindest hintergründig hören sie dabei auch die Geräusche der Stadt: den dröhnenden Verkehr, die schrillen Signale hochtourig vorbeifahrender Feuerwehrgewagen, das laute Rufen von irgend jemandem in einem Hauseingang. Zugleich ist die Stadt ein taktiler Raum. Deshalb macht es einen Unterschied, ob man (hörend und sehend) durchs feuchte Gras geht, über Beton hetzt (der nach einem Regenschauer ganz eigenartig stickig riecht), an der Kante eines schlecht verlegten Klinkersteins stolpert oder auf glatt poliertem Naturstein ins Rutschen kommt. Und dann geben sich Umgebungen noch in Gerüchen zu spüren, auch wenn wir manche dieser »Äußerungen« gar nicht riechen wollen – wie die typischen Grilldämpfe, die einen Verkaufsanhänger auf dem Supermarktparkplatz umhüllen. Probleme signalisieren nur extrem scharfe, ätzende und angreifende Gerüche. In erster Linie riecht es in der Stadt aber wie gewohnt – unauffällig und sowieso »unpolitisch«. Eben so wie jene Luft, die an bestimmten Tagen frisch ist, an anderen stickig und verbraucht. Zum halbwegs Gewohnten gehört noch der übliche Gestank, den kaputte Autobusse oder veraltete Lastwagen machen.

---

<sup>1</sup> Espinet, Phänomenologie des Hörens, S. 4.

Ein Geruch bleibt ebenso wenig bei sich wie der Anblick eines Bildes oder ein merkwürdiges Gefühl unter den Füßen. Die verschiedenen sinnlichen Eindrücke vermischen sich auf direkten und verzwickten Wegen zu einem bunten Gemenge der Eindrücke. Manches darin passt zueinander, anderes nicht. Aber es gibt Verbindungen. An deren Ende kommt oftmals etwas ganz Anderes heraus als nur eine wie auch immer gedachte Summe von Verschiedenem. Deshalb sprach Friedrich Nietzsche von der großen Vernunft des Leibes, einer »Vielheit mit *einem* Sinne«<sup>2</sup>. Gemeint war damit: Im leiblichen Spüren laufen alle Sinneseindrücke zusammen, überkreuzen und überlagern sich, kollidieren miteinander und bilden erwartete wie überraschende Synthesen.

Solche Gemische sind die Atmosphären der Stadt. Sie machen bemerkbar, wie eine Gegend gerade ist. In einem gefühlsmäßig spürbaren Akkord der Eindrücke zeigt sich die urbane Welt in ihrem je aktuellen »Vitalton«<sup>3</sup>: an Orten und in Situationen – flüchtig, beharrend, erfrischend, deprimierend, hell, dunkel, aber nie als etwas, das sich nur *einem* Sinn verdankt. Städtische Orte und Szenen geben sich in atmosphärischen Grundtönen zu spüren. Beim Zustandekommen urbaner Atmosphären spielen Geräusche eine wichtige und zugleich verdeckte Rolle. Flüchtige Affektbeziehungen zur sinnlichen Wirklichkeit des Urbanen entspinnen sich aber schon im diffusen *Begleithören* – ganz anders als im pointierten *Hinhören*.

Die sinnliche Stadt ist eine andere als die der Wissenschaften. Im Bann leiblichen Erlebens wird nicht das gleiche zudringlich wie im Fokus der Theorie, die das Sinnliche ins Vokabular einer sondersprachlichen Sphäre verwandelt. Im Blick durch terminologisch gerahmte Fenster verschwindet der Schrei der Elster und der üble Gestank, der um die Ecke einer abgewirtschafteten Kneipenküche weht. Was artifizielle Begriffe aus der sinnlichen Welt machen, hat mit dieser am Ende nicht mehr viel zu tun. Die Theoriefilter der Wissenschaften transformieren das lebendige, eindrucklich werdende Dickicht der sinnlichen Stadt in ein aseptisches Milieu ideengetränkter Vorstellungen und tragen es in einen terminologisch-verstandesmäßigen Denkraum ohne Geschmack, Krach und affizierende Berüh-

---

<sup>2</sup> Nietzsche, KSA, Band 4, S. 39.

<sup>3</sup> Dürckheim, Untersuchungen zum gelebten Raum, S. 39.

rung. Schon Georg Simmel konstatierte vor hundert Jahren, die Stadt sei eine Welt für »intellektualistische Charaktere«<sup>4</sup>.

Dieses Buch widmet sich dem Hören der Stadt. Aber wozu über das Banalste und Selbstverständlichste im Leben sprechen? Dies allzumal in Hochzeiten begeisternder Errungenschaften des Fortschritts, dank derer das tägliche Leben noch bequemer und noch übertüftelter wird. Was erschließen wir unserem Bewusstsein, wenn wir das sonore Hintergrundrauschen der Stadt und das darin Mitgehörte denkwürdig machen?

Die folgenden 13 Kapitel nehmen Spuren in die lautliche Welt der Stadt auf. Sie thematisieren bestimmte Geräusche und verschwommene Geräusch-Situationen. Und sie fragen, *wie* wir in unserem mitweltlichen Erleben das lautliche Erscheinen von Straßen, Plätzen, Baustellen, Straßen-Cafés, Kirchenglocken etc. wahrnehmen. Hören wir nur mit den Ohren oder ist im Hören (gleichsam begleitend) ein »Sinn« am Werk, der all das zu einer Synthese bringt, was in der Dauer des Hörens die anderen Sinne im je eigenen Modus gleichzeitig von der Welt verkünden? Das Hören – und mehr noch das *Hin*-Hören – wird sich als eine unter Umständen anstrengende Übung herausstellen, die dem Ziel folgt, die sinnliche Welt der Stadt besser zu verstehen – nicht durch die Rezeption komplizierter Theorien »über« die Stadt, sondern auf dem Wege der Durchdringung dessen, was sie uns zu hören gibt. Die folgenden Kapitel sind in ihrem Aufbau dynamisch verlegt. Deshalb können sie auch ohne Einhaltung einer Reihenfolge gelesen werden. Gewisse Redundanzen sind dann unumgänglich. Sie sollen dem besseren Verstehen (im Wechsel der Perspektiven) ebenso entgegenkommen wie der nachhaltigen Verzahnung der verschiedenen Themen.

---

<sup>4</sup> Vgl. Simmel, Die Großstädte, S. 120.



# 1. Vom Geräusch, Rauschen, Tönen und Klingen

Was sich zu hören gibt, unterscheidet sich zunächst nach großen und kleinen Lautstärken. Darüber hinaus gibt es Töne, Laute, Klänge, Geräusche und – als das extrem Laute – den Lärm. In ihrer Stärke schwanken die auditiven Eindrücke zwischen unüberhörbarem Getöse zum einen (von nahen Baumaschinen, einem Gewitter oder Orkan) und dem kaum Vernehmbaren zum anderen (einem diffusen Rieseln). Aber nicht nur, *was* sich in bestimmter Weise zu Gehör bringt, ist mannigfaltig; differenziert sind auch die Unterschiede im menschlichen Hörvermögen. Schon die Alltagssprache weiß, dass man »gut, leise, fein, übel, schlecht, schwer, hart [oder] grob hören«<sup>5</sup> kann.

## *Etymologische Bemerkungen*

Was das Ohr von den Eindrücken der fünf Sinne erfasst, bildet im Geräusch ein mannigfaltiges Ganzes. Darunter versteht man im Allgemeinen ein vielstimmiges, eher lautes als leises, in Schall sich ausdrückendes Geschehen. Es gibt aber auch das leise Durcheinander aller möglichen Schallereignisse – den hintergründig dahinströmenden Straßenverkehr im Unterschied zu einem »geräuschvollen Gewühl von Menschen«<sup>6</sup>. Ein Geräusch macht aber noch der für das menschliche Ohr beinahe lautlos sich vortastende Schleichgang der Katze, wenngleich im engeren Sinne auch fast nichts davon zu hören sein mag. *Geräusch* kommt von *Rauschen*, das es an der reinen Bewegung (des Windes) ebenso gibt wie an sich bewegenden Sachen<sup>7</sup> (dem Klappern eines defekten Schutzbleches).

Geräusche müssen trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Töne, Laute und Klänge nicht verschwommen sein wie ein amorphes Schallge-

---

<sup>5</sup> DWB, Band 10, Sp. 1807.

<sup>6</sup> Ebd., Band 5, Sp. 3586.

<sup>7</sup> Vgl. ebd., Band 14, Sp. 302.

bilde. In der Eigenart ihrer Vielstimmigkeit weisen sie auf etwas hin, von dem sie herkommen. So unterscheidet sich der laut rauschende Gebirgsbach in der Art seines Geräusches von einem ebenso laut rauschenden Wind. Ein Rauschen wird erst in der eigenartigen Mischung seiner Töne und Laute zu *diesem* Geräusch. Sobald es als etwas Eigenes und Eigenartiges erkannt wird, lässt es sich als *bestimmtes* Geräusch von anderen unterscheiden.<sup>8</sup> Deshalb rauscht der dahinpoldernde Bach anders als der stetig wehende Wind.

Ein Ge-räusch verdankt sich in seinen breiartigen Vermischungen (weniger in seiner »Zusammensetzung«) pluraler Laute, Töne, Klänge wie aller möglichen Höreindrücke.<sup>9</sup> Ein lautes Geräusch ist dem Lärm verwandt. Zwar ist ein Lärmen das außergewöhnlich Laute schlechthin. Lärm geht nicht nur von Sachen aus (wie das Kreischen der Säge); er wird auch von Menschen verursacht (wie das Grölen des Randalierers, der die Stille der Nacht ruiniert und dadurch gerade erst bewusst macht). Es gibt allerdings auch Lärm, den man mit den Ohren nicht hören kann, weil er gar nicht aus der Welt des Schalls kommt. So kann eine Person »geräuschvoll« auftreten, ohne lärmenden Krach zu machen. Die Wortbedeutung des Geräuschvollen steht nun in einem übertragenden Sinne für einen prahlerischen, aufsehenerregenden Wesenszug.<sup>10</sup> Als laute Menschen gelten in diesem Sinne auftrumpfende Charaktere, als leise eher zurückhaltende Wesen. Menschen können sich in ihrer Präsenz unauffällig (leise) geben oder so expressiv und aufschäumend (laut) auftreten, dass jeder auf sie aufmerksam wird. Nicht selten verbinden sich mit lautlichen Eindrücken soziale Bedeutungen.

Wie Töne in einem akustischen Sinne über-hört werden können, so gibt es im übertragenen Sinne situationsspezifische Töne, die kognitiv nicht verstanden werden. Jemandem, der in diesem Sinne

---

<sup>8</sup> Simon Runkel hat darauf hingewiesen, dass Geräusche eine etymologische Nähe zum Rauschen haben, »aus diesem in der Wahrnehmung allerdings herausgelöst sind.«; Runkel, Klangräume der Erlebnisgesellschaft, S. 33. Das Open-Air-Konzert auf einem öffentlichen Stadtplatz übertönt in diesem Sinne in der Art seines Klingens sowie in seiner Lautstärke das Grund- und Hintergrundrauschen der Stadt; es wird als etwas Eigenes erlebt, das man als Ausdruck eines ästhetischen Bedürfnisses hören möchte.

<sup>9</sup> »Die Bedeutung geht im Germ. von dem Begriff des Zusammenseins, der Zusammengehörigkeit, der Vereinigung aus« heißt es zum Präfix *Ge-* im Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache; <https://www.dwds.de/wb/ge-> (19.11.2020).

<sup>10</sup> Vgl. DWB, Band 5, Sp. 3585.

»keinen Ton verstanden« hat, dem haben nicht die Ohren versagt, sondern das mentale Vermögen. Wer »keinen Ton herausbringen kann«, mag an einer schweren Erkältung leiden, könnte aber auch in seiner Stimmung so blockiert sein, dass ihm die Worte im Halse stecken bleiben. Auch der Ton, in dem sich eine Person »vergreift«, hat mit dem Auditiven nichts gemeinsam, sondern mit sozial inadäquatem Verhalten. Deshalb bewirkt ein »falscher Ton« auch allzu leicht die emotionale Verstimmung einer Atmosphäre. Der »leere Klang der Worte«<sup>11</sup> tönt lautlich kaum anders als eine nachdenklich stimmende Rede. Auf den lautlichen Klang kommt es dabei auch nicht an, vielmehr auf den eben *nichtssagenden* Gehalt einer Aussage.

## ***Geräusch-Charaktere und -Gesichter***

Bei der Verschiedenheit der Geräusche muss man zwischen dem Charakter und dem Gesicht eines Geräusches unterscheiden. In Anlehnung an Hermann Schmitz<sup>12</sup> zeichnet sich der Charakter eines Geräusches durch ein Erscheinen aus, das für sein Wesen kennzeichnend ist. Das in einem Bach dahinfließende Wasser rauscht nicht nur »irgendwie« anders als der Wind. Für einen Bach ist es charakteristisch, dass in ihm Wasser fließt – wenn sich das dabei entstehende Geräusch auch keineswegs stets gleich gibt. Ein bis an seine Ufer angeschwollener Bach stürzt laut rauschend ins Tal, im Unterschied zu demselben Bach, in dem nur wenig Wasser dahinplätschert. Dabei stellt sich die Frage, ob er dann überhaupt noch derselbe ist. Während das charakteristische Geräusch des Fließens durch situative Wandlungen hindurch beharrt, variiert sein lautliches Gesicht. Im »Schallgesicht« eines Fließgewässers zeigt sich der je aktuelle Ausdruck seines Fließens. Der sprichwörtlich rauschende Gebirgsbach unterscheidet sich wiederum in seiner lautlichen Eigenart vom dahinrauschenden Fluss, wie den heranrollenden Wellen des Meeres. Trotz aller Variationen schert ein in sich charakteristisches Geräusch, wie auch immer es sich situativ präsentiert, nicht aus seiner Schallfamilie aus. So bleibt ebenso das Rauschen des Windes trotz aller Veränderungen seines Erscheinens ein wehendes Rauschen. Es wird nicht plötzlich ein technisch-maschi-

---

<sup>11</sup> Ebd., Band 11, Sp. 948.

<sup>12</sup> Vgl. Schmitz, System, Band III/5, S. 128ff.

nistisches. Aber es kann sein Gesicht ändern. Ein seichtes Wehen hört sich anders an als ein stürmendes Toben.

### ***Geräusche kommen aus dem Leben***

Geräusche bestehen aus Tönen und Klängen, sie werden in Klangfolgen und Klangfarben wahrnehmbar und sie folgen lautlichen Rhythmen. Das Viele verbindet sich im Geräusch zu einem hörbaren Gesamt-Eindruck, in dem Unterschiedliches zu einem Ganzen verschmilzt. Ein Ton ist etwas Singuläres, anders als der Klang, in dem mehrere Töne schwingen; sonst gäbe es weder Missklang noch Gleichklang.<sup>13</sup> Oft dient ein Ton, wie der einer Autohupe, in seiner eindeutigen Singularität als Signal. Das Martinshorn der Polizei- oder Feuerwehrfahrzeuge erzeugt zwar lediglich einfache Töne; in ihrer spezifischen Tonfolge ergeben sie ein alarmierendes Signal. Beim Morsen fungieren lange und kurze Töne, die zu Tonfolgen gruppiert sind, in anderer Weise als Schallsignale. Das monoton piepsende Morsesignal ist das schlechthin Andere des »warmen« Tons einer emotionalisierenden Melodie.

Töne übertragen in der Art des von ihnen bewirkten Schallerlebens nicht selten Gefühle ins Erleben einer Person. So spricht man von einem kalten und warmen Ton bzw. Klang, ohne damit eine Temperatur zu meinen (zur Bedeutung der Synästhesien im lautlichen Erleben vgl. auch Kapitel 2). Wenn es bei den Brüdern Grimm heißt, »Ton ist das ›geräusch‹ und der ›schall‹ im allgemeinen«<sup>14</sup>, so ist damit der Ton als Basiselement aller Geräusche gemeint. Töne sind in allem, was zu hören ist. Sie kommen in der Natur wie und in der technischen Welt vor – im Reich der Tiere wie der Mechanik und Elektronik. Im Tönen des Windes äußert sich die Natur im Modus des Schalls, ganz anders aber als der Donner in seinem Grollen oder der Regenguss in seinem rasselnden Trommeln.

Wie Geräusche und Töne, so werden auch Klänge nicht *an sich* gehört (s. auch Kapitel 7). Sie sind lautliche Resonanzen einer Situation. Helle Töne beeindruckten in anderer Weise als dunkle, hallende und langanhaltende. Der Klang einer kleinen und leichten Glocke weckt andere Empfindungen als der einer großen und schweren;

---

<sup>13</sup> Vgl. DWB, Band 11, Sp. 947.

<sup>14</sup> Ebd., Band 21, Sp. 687.

und der einer Harfe ist in keiner Weise mit dem einer Trommel zu vergleichen. Auch der Klang einer Stimme bedarf zu seiner lautlichen Vernehmbarkeit hörbarer Töne. Das Hören einer Stimme ist aber nur Voraussetzung für das Verstehen des mit ihr Gesagten. Zu einer Mitteilung gehört auch der Habitus, in dem etwas (z. B. freundlich oder aggressiv) gesagt wird. So gibt sich im leise zitternden, die Worte verschluckenden Stammeln eine angstvolle, unsichere oder kranke Person zu erkennen, im Unterschied zur lauten, scharfen wie entschlossen artikulierten Rede eines selbstbewussten und durchsetzungsorientierten Menschen. Der habituell-gestische Ausdruck eines Individuums tritt zur semantischen Bedeutung einer wörtlichen Rede hinzu. Das Verstehen gesprochener Worte verlangt deshalb auch die Rekapitulation der Gespräch-Situation, aus deren Rahmen sich eine Person äußert.

Kein Klang, Ton oder Geräusch kommt aus einem bedeutungsleeren Raum. Das eigenartige Geräusch einer Treppenstufe kann man als gemütliches Knacken hören oder als gefährliches Anzeichen einer morschen und bruchgefährdeten Treppe. Es kann im Sinne eines »psychoanalytischen Hörens« aber auch Kaskaden von Geschichten wachrufen, die vom »sprechenden« Holz aus der biographischen Erinnerung gleichsam hochgespült werden. Wie der sprichwörtliche »Klang der Waffen«<sup>15</sup>, so gehen auch alle nur erdenklichen Geräusche in ganzheitlichen Eindrücken auf, die sich situativ mit Bedeutungen verknüpfen. Töne, Laute und Geräusche weisen auf etwas hin, weil sie von etwas herkommen.

## ***Geräusche im Schöpfungsmythos***

Das große urzeitlich-kosmologische Chaos muss ein unvorstellbares visuelles Spektakel gewesen sein, das sich dabei zugleich in einer überschäumenden Ekstase lärmender und krachender Kollisionen, zischend-aufzuckender Blitze, donnernd-bebender Böden und rauschend-feuerspeiender Vulkane entladen hat. Die Schöpfungsmythen erzählen zwar viel vom Sichtbaren; sie schweigen dagegen weitgehend zur lautlichen Seite des Zusammenschießens und Auseinanderfliegens aller möglichen Urstoffe, Gase und Massen, aus denen die übermenschliche Ordnung der Sterne und Galaxien erwachsen ist.

---

<sup>15</sup> Ebd., Sp. 947.

Den Narrativen der Religionen kommt es vor allem darauf an, die Genesis als Akt *göttlicher* Schöpfung zu suggerieren. Dabei spielen Geräusche eine atmosphärisch herausragende Rolle. Die Genialität Gottes steht im Zentrum der Aufmerksamkeit und kein profanes Getöse, schon gar nicht das der Natur. Das diesseits des göttlichen Wortes archaische Rauschen ist den sich selbst generierenden (auto-poietischen) Naturkräften viel zu nahe, um es als Facette des Schöpfungsaktes zu erwähnen. Dieser gilt als das geplante Resultat göttlichen Agierens und nicht als etwas, das von sich aus passiert. Weshalb sollten die Menschen vom Wort Gottes abgelenkt und auf Szenen naturhaften Lärms aufmerksam gemacht werden. Sie mögen sich besser auf das verstehende Hören numinoser Mächte konzentrieren und die Geräusche der Natur als etwas begreifen, das Gott verfügt hat. Das Geräuschvolle einer gleichsam niederen Welt gilt als arbiträr, als ein Abfall derer, die auf den von Gott vorgezeichneten Wegen straucheln und Fehler machen. Gott lärmt nicht; jedenfalls nicht im erhabenen Schöpfungsakt.

Die Mythen geben eher spärliche Hinweise auf die auditive Dimension der Geburt der Welt. Hinweise auf lärmende Kampfgetöse, die gewaltige Niederwerfung wütender Drachen und die krachende Besiegung dunkler Mächte finden sich nur schwer. Der Aufstieg der Welt aus dem schwarzen Nichts der Allnacht suggeriert sich im Großen und Ganzen als Vorgang, der mit so niederen Eindrücken wie Laut und Geräusch nicht viel zu tun gehabt hat. Aber die Geschichten haben ihre Leerstellen, und aus ihnen ragen Rätsel hervor. Zweifellos stellen die Schöpfungsmythen dem Anfang der Weltwerdung die große Leere eines stummen Nichts voran, das es sogar noch vor dem Noch-nicht-Sein gab. Wie jedoch soll man sich dieses Nichts vorstellen, das im Moment seiner Setzung *als Nichts* bereits ein »Etwas« gewesen sein muss. Sonst hätte es nicht schon vor allem Noch-nicht-Sein als »präinatale Existenz der Welt«<sup>16</sup> in Gestalt einer Allnacht dagewesen sein können.

Schöpfungsmythen sind antike Narrative und als solche reine Kopfgeburten. Sie *imaginieren* die Welt als Produkt einer übermenschlichen Schöpferkraft, als Ausdruck einer Macht von unvorstellbarer Größe und Genialität – selbst mit dem größten Geist nicht fassbar. Ganz frei von Geräuschen jeder Art ist die Sphäre der Götter jedoch nicht. Von abgründigen Geräuschen ist z. B. begleitet, was der

---

<sup>16</sup> Reibold, *Die Nacht*, S. 55.